

LUDOVICIANA

1807

1907

Giessen

1

Sommer 1907

Der Jubilarin.

Nun schmücke dich mit grünen Zweigen
Und bunter Fahnen heit'rer Pracht!
Nach treuer Arbeit wohlvollbracht
Darfst du dich stolz der Menge zeigen,
Die festgewärtig, frohgemutet,
Ziel tausend Herzen und ein Schlag,
Von fern und nah zusammenflutet
Zum hohen, felt'nen Ehrentag.

Du füllest nicht zum ersten Male
Mit Jubelschall den Gau der Lahn,
Hast, selbst von Kriegsgeschrei umfah'n,
Dich froh gesetzt zum Festesmahl,
Als du, der Kindheit kaum entronnen,
Zu Marburg's Erbin dich erklärst,
Den Ruhmespreis, den sie gewonnen,
Mit eig'nen Kränzen frisch gemehrt.

Der Schwester kurze Frist verbunden
Zur Heimat kehrtest du zurück;
Im enger'n Kreis dein stilles Glück
Hast du gesucht und hast's gefunden.
Wie Ludwig dich erdacht, der Treue,
Georg zum zweiten Mal dich schuf,
Und Gießen's Wall beschirmt' aufs neue
Der Forschung heiligen Beruf.

Den übstest du zu reichem Segen,
Und als mit Ruhm durchmessen war
Die Bahn der ersten hundert Jahr',
Da klang Frohlocken dir entgegen.
Mit Ehr' und Gaben dich zu krönen
Kam Hessens Volk und Fürst zu dir;
Ernst Ludwig war mit beiden Söhnen
Des schönen Festes schönste Zier.

Und neu des Jubels zu genießen,
Nicht hundert Jahr' hatt' man Geduld,
Sollt' auch Georg die Dankeschuld,
Daß er dich heimgeführt nach Gießen.
Im Wechsel unruhvoller Zeiten
Geborgen warm im trauten Nest,
Wie gerne sahst du dir bereiten
Ein freundliches Familienfest.

Es war des Jubilierens Ende!
Auch über dich kam bitt're Not;
Von Kriegesfackel grell umloht
Sah bang dich des Jahrhunderts Wende.
Wer mochte, tief in Schmach und Wehe,
Um heitre Feste sich bemü'h'n?
Wer bürgte, daß nur fortbestehe,
Was treue Sorge ließ erbli'h'n?

Du hast's erduldet, hast's verwunden!
Wie mit verjüngter Heldenkraft
Alldeutschland sich emporgerafft,
So hast auch du dein Heil gefunden.
Enthoben allem Sturmesgrauen,
In sommerlicher Sonne Pracht,
Ein Fest der Freude sollst du schauen
So herrlich wie du's nie erdacht.

Und sieh, ein Glück soll dir ersprießen,
Das deines Festes Jubel mehrt:
Dein Schützer, der dich liebt und ehrt,
Als Burgherr zieht er ein in Gießen.
Von hoher Ahnen Geist beraten,
Der Zukunft Bürge wohnt er da:
Zu Festes Lust, zu ernstern Taten
Dein Fürst und Schirmherr ist dir nah!



NACH EINER PHOTOGRAVÜRE AUS DEM KUNSTVERLAG RUD. SCHUSTER BERLIN

*Est Deus in nobis,
agitante coelestibus illo
Iustus Bruchus.*

Ludwig V. und die Gründung der Universität Gießen.



Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte nach dem Rückschlag in der Kampfperiode der Reformationszeit einen Aufschwung der Universitätsstudien, nicht zum wenigsten durch den wieder hervortretenden Geist des Humanismus. Ein immer mehr anschwellender Strom von Jünglingen zog zu den Stätten der Wissenschaft, und diese

Erscheinung drängt uns den Gedanken auf, daß wir es mit einer Epoche zu tun haben, in der die Wissenschaft im Begriff war, siegreich in die Menge des Volkes zu dringen. Beobachten wir dann noch, wie sich auch die Zahl der Hochschulen auf deutschem Boden rasch vermehrte, so scheint es, daß ihre Stifter und Erhalter, mit scharfem Blicke das Bedürfnis ihrer Zeit erkennend, mit fürstlicher Freigebigkeit diesen Hunger nach Erkenntnis zu stillen bestrebt sind.

Aber dieses Bild entspricht bei näherer Prüfung doch nur sehr bedingt der Wirklichkeit. Wohl nahm die Zahl der auf hohen Schulen Gebildeten im Volke zu, und der geistliche Stand wie der Beruf der Juristen stand in hohem Ansehen. Aber wir tun unrecht, den heutigen Begriff der Wissenschaft in jene Tage zu übertragen. Denn eins hat die Reformationszeit vom Mittelalter unverändert übernommen: die Abhängigkeit von Autoritäten; ihre Wissenschaft ist „humanistisch aufgefrischte Scholastik“ (Troeltsch). Nach wie vor sind die griechischen Philosophen, die arabischen Aerzte, die römischen Juristen das A und O der profanen Universitätswissenschaft. Und auch die Theologie ist autoritativ gebunden. Freilich hat hier die Reformation ihre Spuren unverwischbar hinterlassen. Die Theologen dominieren auf den Hochschulen, ihre Haltung bestimmt die aller Fakultäten; so ist denn eine Spaltung eingetreten, wie unter den Geistern, so unter den Stätten geistiger Arbeit: die Universitäten sind konfessionalisiert. Und hier findet das Wort: Cuius regio, eius religio eine Erweiterung. Wessen das Land, dessen auch das Recht, ja die Pflicht, die Landeskinder im wahren Glauben zu erziehen, sie vor der Berührung mit „kezerischem Gift“ zu behüten, aus ihnen nützliche Helfer im Kampfe gegen Andersgläubige und zum Schutze der Untertanen gegen Irrlehren zu gewinnen.

In diesem Sinne sind die Universitäten der nachreformatorischen Zeit Werkzeuge in der Hand ihrer Erhalter. Mehr und mehr schwindet denn auch die althergebrachte

Selbständigkeit der gelehrten Gemeinwesen, sie werden es gewohnt, vom Hofe des Herrn unverbrüchliche Weisungen zu erhalten. Ihr Interessentkreis verengt sich, da ihre Aufgabe sich verengt hat. Einst waren die Universitäten internationale Mittelpunkte geistiger Bewegung, jetzt sind sie ihrem Zweck nach nicht einmal mehr national, sie sind territorialisiert. Jeder Herr sucht sich, wenn möglich, eine eigene Hochschule zu schaffen, um Gewähr für die Ueberlieferung der reinen Lehre zu haben. Zweck dieser Hochschule ist dann die Ausbildung der Untertanen ihres Herrn, in zweiter Linie stehen die übrigen Glaubensgenossen; wer andersgläubig ist, steht

außerhalb des Gebietes ihrer geistigen Fürsorge, er kommt nur als Objekt der Polemik in Betracht.

Aus diesen Verhältnissen ist die Entstehung so mancher Hochschule jener Zeit zu begreifen; diesen Hintergrund haben wir auch bei der Gründung der Ludoviciana im Auge zu behalten.

Richten wir den Blick auf unser Hessenland. Seit Philipps des Großmütigen Tode war Hessens ausschlaggebende Bedeutung in den religiös-politischen Kämpfen dahin. Die Teilung des Landes hatte nicht nur ein politisches, sondern, wie dies in jener religiös erregten Zeit nabelag, auch ein konfessionelles Auseinanderstreben der Teile zur Folge. Der Schwerpunkt der calvinistisch-reformierten Richtung lag in Kassel, die strengen Lutheraner hatten ihre Beschützer an den Höfen von Marburg und Darmstadt. Die beiden immer deutlicher erkennbaren Tendenzen, die auf politische und die auf religiöse Sonderentwicklung der hessischen Teilstaaten, kamen schließlich zur Auswirkung in der Marburgischen Frage.

Der letzte überlebende Sohn Philipps des Großmütigen, der kinderlose Ludwig, Landgraf zu Marburg, starb im Herbst 1604. Nach seinem Testament sollten seine beiden regierenden Neffen, Moriz von Kassel und Ludwig V. von Darmstadt, jeder die Hälfte seines Fürstentums erben. Doch waren zwei Bedingungen an die Erbschaft ge-

knüpft: Widersetzlichkeit eines Erben gegen die Testamentsbestimmungen sollte den Verlust des Erbes nach sich ziehen, und dieselbe Strafe war demjenigen von den Erben in Aussicht gestellt, der den bestehenden Religionsstand in Kirchen und Schulen zu ändern wage. Das Testament bedeutete für Ludwig von Darmstadt eine Enttäuschung; denn er hatte gehofft, für sich und seine zwei Brüder drei Teile des Landes zu bekommen, sodaß an Moriz, der keine Brüder hatte, nur ein Viertel gefallen wäre. Ludwig glaubte das Unrecht der Darmstädter Linie durch ältere Bestimmungen beweisen



Landgraf Ludwig V.

Nach dem im Besitze der Universität befindlichen Gemälde von 1623.

zu können und erklärte daher seine Zustimmung zum Testament nur insoweit, als es älteren Rechten nicht zuwiderlaufe. Moriz dagegen nahm es in allen Punkten an.

Eine besonders verwickelte Rechtslage bot jedoch die Zuständigkeit der gemeinheffischen Landesuniversität Marburg dar. Bisher hatten sie nach der letztwilligen Anordnung ihres Stifters die Landgrafen von Marburg und Kassel gemeinsam verwaltet; jetzt beanspruchte Moriz, auf die ihm früher geleistete Huldigung der Professoren gestützt, die alleinige Hoheit darüber. Schon vor des Marburger Fürsten Tod hatte er seinen Vetter von Darmstadt dahin zu bestimmen gewünscht, daß dieser bei der bevorstehenden Katastrophe nicht sofort Mitanspruch auf die Universität erhebe. So blieb Moriz im einstweiligen und dann trotz des Darmstädter Protestes im dauernden Besitz der Landeshochschule, und dies umso mehr, als bei der Landesteilung die Stadt Marburg dem Kasseler Anteil zugewiesen wurde.

schiedenheit ab, die vom Landgrafen vorgeschriebenen „Verbesserungspunkte“ anzunehmen. Der Landgraf entließ sie darauf ihrer Aemter; den Widerstand des führerlosen Volkes brach er mit Waffengewalt. Die Universität fügte sich, obgleich eine lutherische Minderheit widerstrebte.

In diesem Punkte setzt nun Landgraf Ludwigs Politik ein. Nicht nur, daß ihm diese Religionsänderung Anlaß gab, gegen seinen Vetter wegen Verfehlung gegen das Marburger Testament beim Kaiser eine Klage anhängig zu machen; nein, er kam jetzt auf einen Gedanken zurück, der ihm schon vor Jahren aus politischen Gründen als wünschenswertes Ziel die Loslösung des Hessen-Darmstädtischen Hochschulwesens von der Landesuniversität Marburg gezeigt hatte. Bedächtig, wie er in allen Dingen war — sehr im Gegensatz zu dem rasch entschlossenen, aber auch oft unklaren Moriz — hatte er die Idee damals zurückgestellt. Jetzt aber kam zu dem politischen der religiöse Antrieb. Schon



War es nun schon an sich ein Mißverhältnis, wenn von den zwei Inhabern des alten Hessenlandes nur der eine über die gemeinsame Landesuniversität zu bestimmen berechtigt sein sollte, so mußte es für den Benachteiligten geradezu unerträglich werden, wenn dieser Berechtigte die Hochschule in ein religiös-politisches Werkzeug — wie oben ausgeführt — zu verwandeln und mit ihrer Hilfe seiner persönlichen religiösen Ueberzeugung Geltung zu verschaffen entschlossen war.

In der Tat hatte es diesen Anschein. Denn kaum hatte Moriz Land und Universität in sicherem Besitz, als er begann, die konfessionellen Verhältnisse im Sinne der calvinistisch-reformierten Lehre umzugestalten. Der erste Angriff richtete sich gegen die Geistlichkeit der oberheffischen Hauptstadt und die theologische Fakultät der Hochschule. Hier aber fand er Widerstand. Sowohl die beiden Stadtgeistlichen, Heinrich Leuchter, der Superintendent, und Konrad Dieterich, als auch die beiden Theologieprofessoren Johann Winkelmann und Balthasar Menzer lehnten es mit Ent-

seit der Entscheidung über die künftige Zuständigkeit der Universität war in Ludwigs Lande die Geistlichkeit in Unruhe geraten; damals war die reine Lehre bedroht, jetzt schien sie verloren, wenn fernerhin die Jünglinge aus Hessen-Darmstadt auf der lutherischen Marburger Universität studierten. Die Führer der Bewegung, die Superintendenten Angelus in Darmstadt und Victor in Gießen, hatten keine schwere Mühe, den Landgrafen und seine Berater zum Entschluß zu bestimmen. Klar hob sich der Plan heraus: eine eigene, rechtgläubige Bildungsanstalt sollte das Land erhalten. Den in Marburg entlassenen Theologen ward unter der Hand angedeutet, wo sie Hilfe finden könnten: ihr sofortiger Auszug nach Gießen zeigt, daß sie auf den Darmstädter Landgrafen ihr Vertrauen setzten.

Und nun verläuft die Ausführung des Planes in schnellem Gange. Die vertriebenen Theologen werden zu einer Besprechung nach Darmstadt berufen. Auf dieser Konferenz wird unter Zustimmung der politisch und kirchlich führenden Männer die Errichtung einer eigenen Hochschule

prinzipiell beschlossen. Wenige Tage später ist man sich auch über Ort, Form und Organisation klar. Gießen wird als Sitz in Aussicht genommen, ein sog. Gymnasium soll sie werden, d. h. eine Hochschule, einstweilen aus theologischer, philosophischer, vielleicht juristischer Fakultät bestehend, mit einer Vorschule (Pädagog, d. i. unser heutiges Gymnasium); Raum muß vorerst das Rathaus bieten. Ein Ausschuß der Landstände bestimmt, daß man den Grundbesitz der Universität Marburg, soweit er im Darmstädtischen Gebiet liege, der neuen Schule zuweise, und bewilligt auf vier Jahre eine Schulsteuer für das ganze Land.

Nur zwei Monate hatte man zu den Vorbereitungen gebraucht. Am 10. Oktober (a. St.) 1605 wurde die neue Hochschule eröffnet, sodas das Wintersemester bereits voll ausgenutzt werden konnte. Der erste Rektor war Winkelmann, neben ihm wirkten anfangs 5 Professoren; doch wurde die Zahl in der folgenden Zeit erhöht; so kam schon bald der Marburger Professor der Rechte G. Antonii mit einer Menge seiner Schüler nach Gießen herüber, auch ein Mediziner wurde nach kurzer Zeit gewonnen.

Aber schon vor der Eröffnungsfeier hatte Landgraf Ludwig die Erhöhung des Gymnasiums zu einer Universität vorbereitet. Das dazu nötige kaiserliche Privilegium, auf Grund dessen dann die Universität auch akademische Grade verleihen konnte, war nicht leicht zu erlangen. Wie diese Angelegenheit am Hofe Rudolfs II. diplomatisch durchgeführt wurde, ist in der Festschrift ausführlich dargestellt. Johann Strupp von Gelnhausen, der Kanzler der Gießener Regierung, kam trotz eifriger Bemühung im Kampf gegen die Intrigen der Rasselers und die feindseligen Einflüsse von kurialer Seite nur schwer vorwärts. Erst die vom Landgrafen angerufene Fürbitte der angesehensten, auch katholischen Fürsten (wovon auch der spätere Kaiser Ferdinand II.) und schließlich die persönliche Einwirkung Ludwigs, der mit seinem Bruder Philipp nach Prag reiste, brachten den Kaiser zur Zusage. Die Urkunde ist vom 19. Mai (n. St.) 1607 datiert.

Mit lebhafter Freude wurde in Hessen-Darmstadt die Nachricht von der Erteilung des Privilegs aufgenommen; ein Bet- und Danktag wurde im ganzen Lande gefeiert, dafür daß jetzt die eigene Universität gesichert sei. Nunmehr beschloß man auch, während noch die Einladungen zur

feierlichen Publikation des Privilegs und Eröffnung der Universität nach nah und fern ergingen, die Errichtung eines eigenen Gebäudes für die neue Hochschule. Der Grundstein des stattlichen Gebäudes, das noch bis weit ins 19. Jahrhundert seinem Zweck gedient hat, wurde am 25. August 1607 gelegt; vollendet wurde es 1611.

Die große Eröffnungsfeier der Universität am 7. Oktober (a. St.) fand in der Pantratuskirche statt. Landgraf Ludwig, der am Tage vorher in Gießen eingetroffen war, begab sich nebst den Professoren, Studenten und vielen vornehmen Gästen durch ein Spalier bewaffneter Bürger in feierlichem Zuge dorthin; auf seidenen Kissen wurden die Stiftungsurkunden und die Kleinodien der neuen Universität getragen. Ein Festgottesdienst leitete den Vorgang ein; dann hielt Kanzler Strupp die lateinische Eröffnungsrede im Namen des Landesherrn und veröffentlichte feierlich das Privileg. Der Professor der Rechte Gottfried Antonii, Kanzler und zugleich erster Rektor der Universität, feierte in seiner Dankrede den erhabenen Stifter. Nach der Feier bewegte sich unter dem Donner der Geschütze auf den Wällen der Festzug zum Schloß. Ein Festmahl folgte; am folgenden Tage wurden die ersten feierlichen Promotionen vorgenommen.

Dem glücklichen Anfang entsprach ein glücklicher Fortgang. Rasch entwickelte sich die Universität, eine gefährliche Nebenbuhlerin von Marburg. Die Zahl der Lehrkräfte wurde erhöht. Bald hatte Gießens Gelehrtenrepublik einen angesehenen Namen unter ihren Schwestern. Wenn sie auch nur mit Rücksicht auf die lutherischen Hessen ins Leben gerufen war, so reichte die kleine Zahl der Hessen-Darmstädtischen Studenten nicht aus, um eine ansehnliche Frequenz zu gewährleisten. Aber von nah und fern zogen ihr Musensöhne zu, sodas, abgesehen von den Unterbrechungen der akademischen Tätigkeit durch Pest und Krieg, nach der Zahl der anwesenden Studenten Gießen den mittelgroßen unter den damaligen Universitäten zuzurechnen war. In der Geschichte der Universität aber können wir diese Periode als eine erste Blütezeit bezeichnen, denn auch durch die Bedeutung und die Leistungen ihrer Lehrer ist sie vor mancher späteren ausgezeichnet.

Wilhelm Martin Becker.

Aus alten Gießener Stammbüchern.

„Stammbuch ist ein gewisses Buch von saubern Schreibepapier, in breit Oktav gemeiniglich eingebunden, welches insgesamt die Studenten auf Universitäten und Reisen den Professoribus und andern vornehmen und gelehrten Leuten, auch guten Freunden, offeriren, damit selbige ihre Wappen, Symbola und Namen zum Andenken hineinschreiben“. Diese Definition gibt im Jahre 1744 das Universalexikon von Zedler; sie zeigt den behutsamen Mann der Wolffschen Schule, der nicht leicht etwas vergißt, was zur äußeren Begrenzung einer Sache, zum Umfang des Begriffs gehört. Das Wesen der Erscheinung ist dem Lexikographen aber fremd geblieben, denn im Verfolg des Artikels werden nur satirische „Gedanken über Stammbücher“ wiederholt aus dem vierten Bande der „Belustigungen des Verstandes und Wises“. Der Gottschedischen Ehrbarkeit waren die Stammbücher zuwider, weil es auf diesen Blättern nicht immer ehrbar zuring — mehr noch: man spürte da ein Stück

Leben, das der ganzen Regelwelt durchforsteten Geschmacks und beruhigter Wissenschaft entgegenstand; nicht einzuordnen und darum ärgerlich war das Studentenwesen überhaupt, soweit der Student etwas anderes sein wollte als Hörer der Kollegia.



Stammbuchtitel von 1750.

Im zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts wird der Mißklang vernehmlich, den die schwerbefrachtete Erudition und die ausgepöste Polemik des siebzehnten überönt hatte; an den Universitäten vor allem klappt der Abstand von Volkstum und Renaissance, dort begegnet der deutsche Nachwuchs den Hütern einer erst rein lateinischen, dann französisch überhauchten Kultur. Die Frage war bitter ernst; nur ein Dichter durfte sie mit einem Lächeln abtun und den wüsten Senischen Renommisten in Leipzig der Galanterie ausliefern:

„der Göttin, deren Macht
die alte deutsche Welt
fein und gesittet macht“.

Es ist eine Krise, die den Stammbüchern des achtzehnten Jahrhunderts über den örtlichen und familiären Wert hinaus Bedeutung verleiht. In Proben aus der kleinen Sammlung unserer Universitätsbibliothek will ich das erläutern. Johann Conrad Müller aus Großen-Buseck kalligraphiert am 18. März 1752 auf die erste Seite seines Stammbuchs:

„Wer von Gönnern, wer von Freunden
Mir wird hold und günstig seyn,
Schreibe seinen werthen Namen
Mir in dieses Stammbuch ein;
Ich will zur Erkenntlichkeit
Ihn dafür ins Herze schreiben,
Und bis in das fühle grab
Sein ergebner Diener bleiben.“



Aus einem Stammbuch von 1771.

Demütig und bieder wie diese Widmung sind viele Einträge; wir lesen: „wer zufrieden ist, ist reich“, und einsiedlerisches Behagen spricht:

„Ich will vergnügt und stille leben,
Obgleich der Neid bekümmert sich,
ich will ihm drauf zur Antwort geben:
Ich bin nun so und leb vor mich.
Wer allen wohlgefällt auf Erden,
Der muß erst noch geboren werden.“

Die Leibnizische *Théodicée*, le meilleur des mondes possibles, wird tröstlich ausgelegt und ein wenig philiströs ins Enge gezogen:

„Welcher Kluge mag wohl denken,
Gott hab in der besten Welt
Nur zu seufzreicherem Kränken
Einen Menschen hingestellt?
Ist es nicht sein ernster Wille,
Daß man mit erlaubter Lust
Stetig seinen Geist erfülle
Dieses ist mir wohl bewußt.“

Auch das *Mildheimische Liederbuch*, das am Ende des Jahrhunderts die Haltung der Mitte bewahrte, wendet sich an „Freunde erlaubter Fröhlichkeit, die den Kopf nicht hängt“. Von dieser Art könnten wir noch manchen Vers zitieren, und wollten wir's dabei bewenden lassen, wir gewännen das Bild sehr fügsamer Jünglinge, würdiger Kandidaten einer bürgerlichen Versorgung. Aber das ist nur die eine Seite. In demselben Bande finden sich die offeneren Reime:

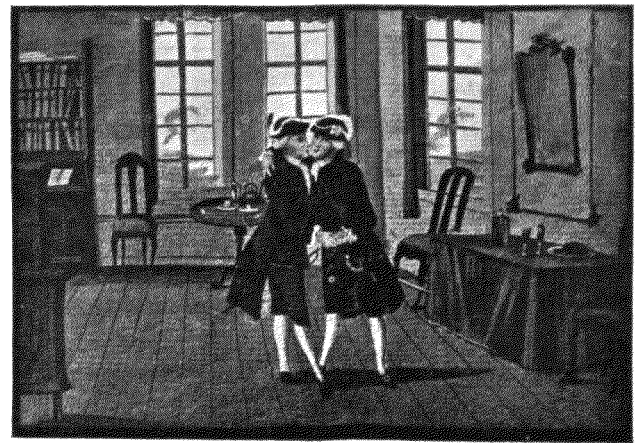
„In Gießen geht es liederlich,
So heißt es überall.
Allein, mein Freund, erkunde Dich,
Wie geht es anderswo und sonst in diesem Fall?
So wirst Du bald erfahren müssen,
Es gehet dorten wie in Gießen.“

Die Stammbücher der Zeit geben nur zu viele Belege eines lockeren Sinnes von der bukolisch spielenden Liebelei

bis zur saftigen Zote. Wie soll man davon denken und wie stellt sich dieser Geist zu dem in „Wohlstand“ und Bescheidenheit ersättigten der benachbarten Blätter? Der vorhin genannte Satiriker in den „Belustigungen“ bringt uns auf die Spur; er sagt: „Mancher, der sich in ein Stammbuch schreibt, nähme auch nicht Geld um etwas anderes darein zu setzen, als wobei ein Stückchen lang Ohr und kurz Schwänzchen durchguckte.“ Die Lascivität der Einträge gestattet also keinen unmittelbaren Schluß auf die Lebensführung der Unterzeichner — es waltet da literarische Mode zum guten Teil, auch wohl Mode des äußeren Auftretens; für einen *petit-maitre* zu gelten, war wichtiger noch als einer zu sein. Es besteht eine notwendige Verbindung zwischen der löblichen Redlichkeit und der losen Rede; die eine ist so wenig echt wie die andere, denn echte Empfindung hatte sich aus den Elementen des Zeitalters noch garnicht gesammelt weder im Menschen noch unter den Menschen; wenn sie irgendwo vereinzelt aufwacht, so sicherlich in keinem Stammbuch, da war die Gesellschaft zu laut, die Beleuchtung zu grell. Der Streit der Elemente nur tritt zutage und zwar für uns, die Zuschauer nach anderthalb Jahrhunderten. Der Student schreibt ein witzig-schlüpfriges Sinngedicht des verrufenen Menantes-Hunold zwischen die kalten Moralitäten zur rechten und zur linken. In dumpfer Sehnsucht nach einer Befreiung der Geister möchte man zunächst einmal das Fleisch emancipieren. „Absint obscœna, iterum iterumque rogo“, fleht der Stammbuchbesitzer, und allenthalben bezeugen herausgeschnittene Blätter, daß seine Bitte verhallte. Die Wege der Freiheit sind wunderbar. Wir dürfen gelassen auch diese Strecke betrachten und dabei mancher seelenkundigen, mancher neckischen Bemerkung uns freuen.

„Ein Mädchen voller Weisheits-Gründe
Hält jeden Ruch für eine Sünde,
Bis ihr ein Freund gefällt;
Hat dieser dann sie überwunden,
So sagt sie selbst in frohen Stunden
„Das ist der Lauf der Welt.“

Aber oft erstaunt uns ein rätselhaftes Beieinander. Oben auf der Seite haben die schöne Syring und Pan in üppigen Versen einen tollen Schwank aufgeführt, das „haec fabula docet“ geht auf den betrogenen Chemann, und darunter steht zu lesen: „Hochedler Herr! Nehmen Sie



Aus einem Stammbuch von 1771.

dieses als ein Zeichen der Ergebenheit von dem günstigen, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt und sich nennet J. A. B.“ Ist das ein schlechter Scherz? Beileibe nicht! Der Mann ahnt gar keine Kluft zwischen seiner anständigen Ergebenheit und den Bocksprüngen, die er verewigt — die Menschen hatten noch keine Einheit des Ausdrucks; das will fast besagen, des Wefens überhaupt. — Und doch war eine Bewegung dahin im Gange; wir müssen rückwärts blicken, um sie zu bemerken.

In den Stammbüchern um 1750 begegnet uns häufig

links unter den Vers- oder Prosa-zeilen und ohne Bezug auf diese das symbolum z. B.:

Symbolum: omnia sunt deo commendanda.

Symbolum: omnia ex voluntate dei.

Symbolum: Tu es petra meae Jehova salutis.

Devise: Toujours le même.

Wahlspruch: Man laß sich nicht durch Drahlerci schrecken.

oder, schon zerflatternd: Wahlspruch: alle Zeit vergnügt. Was hier als Anhängsel, gleichsam rudimentär, erscheint, ist einmal Hauptsache gewesen. So unsicher auch nach Robert und Richard Keils verdienstlichen Untersuchungen der Ursprung der Stammbücher bleibt, der Wahlspruch ist gewißlich dem Denkspruch vorangegangen, die heraldische Devise hat am Anfang gestanden. Es fehlen uns die Zwischenglieder, wir können den Übergang nicht schrittweise auszeichnen; der Wandel selbst ist Tatsache. Aber bedeutet er einen Fortschritt? Die gedrungene Kraft der Wahlsprüche, ist sie nicht lebendiger als eine wortreiche Gnomik, die oft tastet und gar oft sich vergreift?

Aus einem Stammbuch von 1608 führe ich an:

Virtute decet non sanguine niti.

Gottfürchtig und aufrichtig.

Fuy plutost l'infamie que le peril.

Constandt jusques

A la mort.

Ehue nichts ohne Rhatt

So gerewe dichs nicht nach der Schatt.

Zu solchen Motti steuern alte deutsche Spruchweisheit, französische Ritterkultur und lateinische Autoren, und hohes ist erreicht in gehaltvoller Sparsamkeit der Sprache. — Unser formelles Behagen darf uns nicht täuschen. Der Wahlspruch ist starr, wer ihn erwählte, wird ihn überall hinsetzen, er haftet am Eigentümer; der Denkspruch wird selbständig ausgesucht, er kann abgestimmt werden auf den Adressaten. Mit dem Zurücktreten der Symbola gewinnt das Stammbuch Subjektivität, zunächst noch in engen Grenzen, aber die Bahn ist doch freigemacht. — Entwicklung zur Freiheit erkennen wir auch in einer leisen Schiebung innerhalb der lateinischen Sentenzen. Boerhius, Bibelzitate nach der Vulgata, Worte der lateinischen Väter verklungen allmählich vor Cicero pro Archia, vor Ovids pontischen Briefen und Seneca, dem Liebling des achtzehnten Jahrhunderts. Mir kommt es vor, als spüre man auch in den Stammbüchern die verjüngte Auffassung der Antike, die anknüpft an die Namen Ernesti und Christ. Wie reizvoll, solchen Stimmungen nachzugehen in jener Mittelschicht der Gesellschaft, die in den Stammbüchern sich austut. Mit bestimmten Daten ist da nicht aufzuwarten, die Ereignisse des geistigen Lebens der höheren Schicht sind gleichsam im Schattenrisse nachgezeichnet, wie sie sich ankünden und wie sie fortwirken. Der Gießener Professor Rollius (1750) empfiehlt seinem Sohne in sorgsam stilisirten lateinischen Perioden, Theologie und Frömmigkeit, Lehre und Leben in Einklang zu halten — die Starrheit der Orthodoxye beginnt sich zu lösen und der Pietismus dringt in Gemüther, deren Bewußtsein ihn ablehnt. Im Stammbuch des Studenten Rollius lesen wir auch:

„Une foi solide, est la meilleure théologie,
une bonne conscience, est la meilleure loi
et la tempérance est la meilleure médecine.“

Die drei oberen Fakultäten werden also zu Tugenden vereinfacht und das im Jahre 1755, nicht allzulang nach dem Erscheinen von Rousseaus discours. Die Mauer, die den Gelehrtenstaat umzog, gilt schon als Hemmnis; zwischen Renaissance und Volkstum entkeimt das neue Ideal der Bildung und dies leitet hinüber zur Humanität. Freilich um 1750 tritt der Anspruch noch zaghaft auf, der Adel des Menschenangefichts ist noch verhüllt durch Rang und Stand. Aber auch hier finden wir die Stammbücher im Morgenrot des jungen Tages. Schlecht und recht gereimt wird eine Anekdote aufgetragen: Der Herzog von Bourbon geht spazieren in den Alleen von Marly, sein Schneider zu seiner rechten; ein

übereifriger Lakai möchte den Schneider auf die linke Seite bugstieren:

„Der Herzog wird es bald gewahr

Und sprach zum Kerl, was bist du doch ein Narr,

Laß ihn nur gehen wo er gehe,

Zur Linken oder rechten Hand,

So wird man doch mich stets als Prinz und Herzog achten
Und ihn als Schneiderchen betrachten.“

Zintgreff erzählt in seinen Sprüchen (1639) schon ähnliches von dem Darmstädter Landgrafen Ludwig V. Den beruft seine Umgebung, er solle sich doch fürstlicher kleiden, und er darauf: „Je höher und größer, je demütiger und niederträchtiger, man kennt mich doch.“ Im Stammbuch von 1750 ist das Epigramm zur ausgemalten Geschichte geworden, die Tendenz hatte ins Breite gewirkt. Sie ist ja bescheiden genug; der Rang wird durch Menschenwert bestätigt, noch nicht erworben, noch nicht ersetzt, aber an „großmütigen Handlungen guter Fürsten“ hat man nach und nach demokratisch denken gelernt. Das neue Bewußtsein kam



Aus einem Stammbuch von 1771.

langsam herauf. Die deutsche Seele war noch arg verängstigt, wenn sie für Satire nehmen konnte, was uns Selbstironie dünkt: „Wird man wohl auf etwas anderes als auf den einfältigsten und abgeschmacktesten Hochmuth schließen können, wenn man sieht, daß sich ein schlechter Candidat der Rechte vor zwey drey Grafen aus alten Häusern einschreibt.“ So der frostige Spötter in den „Belustigungen“ von 1743; dreißig Jahre später, an einem heiteren Herbstabend 1772 verbanden sich vor Göttingens Toren zwei Grafen aus alten Häusern mit einigen schlechten Kandidaten zu einem Bunde fürs Vaterland. Wir treten in eine neue Welt und vernehmen eine neue Sprache.

Was mich auf den Hainbund bringt, ist ein Gießener Stammbuch aus dem Anfang der achtziger Jahre. Dort begegnet uns — ohne Angabe des Verfassers — der letzte Vers eines Trinkliedes von Hölty:

„Es lebe jeder deutsche Mann,
Der seinen Rheinwein trinkt,
Solang er's Kelchglas halten kann,
Und dann zu Boden sinkt.“

Oder vielmehr: „Es leb ein jeder deutsche Mann...“. Die Variante zeigt uns, daß das Lied aus dem Gedächtnis zitiert wird. Im Boffischen Musenalmanach von 1776 war es zuerst erschienen. — Die Poesie des Weins erobert das Stammbuch:

„Trink Bruder
Der Reben
Entflammenden Saft,
Er würzet das Leben
Und schenket uns Kraft.“

Wo man so den Trunk besingt, betätigt man ihn sanfter. Die „wilden Lieder“ des Renommisten hatten wohl weniger literarischen Stil. — Doch wir fragen, woher nur kommt es,

daß ein Stammbuch von 1780 so ganz anders uns anspricht, als eins von 1750. Dazwischen liegt eine Lektion ästhetischer Erziehung:

„Als Vater Hagedorn uns feine Scherze lehrte,
Der Allemannier auf Gellerts Märchen hörte,
Und da er sonst den Humold las,
Die plumpen Poffen nun bei meinem Gleim vergaß.“

(S. P. U.)

Aber das ist Wellenspiel der Oberfläche. Von der Anacreontik, so griechisch sie gemeint war, spielen die Lieder schon hinüber zum Volkslied, und darin sehen wir nur ein Anzeichen der eben damals sich vollziehenden Kreuzung von Renaissancekultur und eingeborenem Wesen.

Wir kennen die Moralitäten aus den älteren Stammbüchern — sie sind auch um 1780 nicht verbannt, aber sie haben rote Wangen bekommen.

„Die Tugend ist nur klein, die nie ein Trieb
Zum Laster rief, und Hindernisse nur,
Die sie besiegt, erheben ihren Werth
Und die vergöttern sie.“

„Die Tugend ist der Endzweck erhabner Seelen.“

„Freiheit ist das Leben der Menschen,
Zwang ist ihr Tod.“

So konnte man nicht reden vor Klopstock; in ihm hat die deutsche Seele das christliche und das humanistische Pathos sich angeglichen und damit ihre Sprache wieder entdeckt. Und schon schwankt die Begeisterung in Phantasma über:

„Der Staub hat Willen
— dies ist mein erhabenster Gedanke
an den Schöpfer, und den allmächtigen Trieb der Freiheit
schätze ich auch in der sich sträubenden Fliege.“

Der das einschrieb, hatte den Werther gelesen.

Die studentische Ungebundenheit scheint zu freier Haltung verinnerlicht, die Konvention zur Menschlichkeit veredelt, und vor allem — die Freundschaft ist eine Realität geworden.

Goethe sagt im 18. Buche von „Dichtung und Wahrheit“: „Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhaftere Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte.“ „Ungebildet“ heißt hier nicht mehr als „ungeklärt“ oder „unfertig“; das schickt sich ja für Jünglinge. Erst im letzten Drittel des Jahrhunderts entsprechen die Stammbücher ihrer Idee als Stammtafeln seelischer Verwandtschaft. Das Ich ist ein Wechselbegriff. Mit dem Aufwuchs persönlichen Lebens ging seine Erschließung Hand in Hand. Seltener empfiehlt sich auf die alte Art ein „ergebnister Diener und Bruder dem geeignetsten Andenken des Besitzers“ — dafür liest man: „zum Andenken unserer wahren Freundschaft schrieb's Dein treuer Freund“ oder „denke hierbei recht oft an den der von Jugend auf Dein Freund war und nie aufhören wird es zu sein“, und auf weiheliche Gemeinschaft deutet der wiederkehrende Eintrag:

„Heilig war uns mancher Tag, mancher Abend heilig.“

„Sic pagina jungit amicos“ wird oft über zwei Seiten hinübergeschrieben, wenn sich zwei Freunde im Stammbuch des dritten begegnen, und hinter dieser sichtbaren Welt der Liebe und Zuneigung gemahren wir verhüllt unter schwer deutbaren Siglen die Einheit des studentischen Ordens.

„Mein Gedächtnis sey ein Brandmal, und mein Name

Schauder, falls ich Brüder nicht ewig liebe.“

Darunter das Zeichen der Harmonisten.

„Ihr Freunde lebet wohl!

Schöns Gießen gute Nacht!

Lieber Merck

Trennt uns gleich das traurige Schicksal, so vergiß doch nie Deinen aufrichtigen Freund und Bruder.“

Darunter das Zeichen der Amicisten. Das „traurige Schicksal“ ist — Relegation.

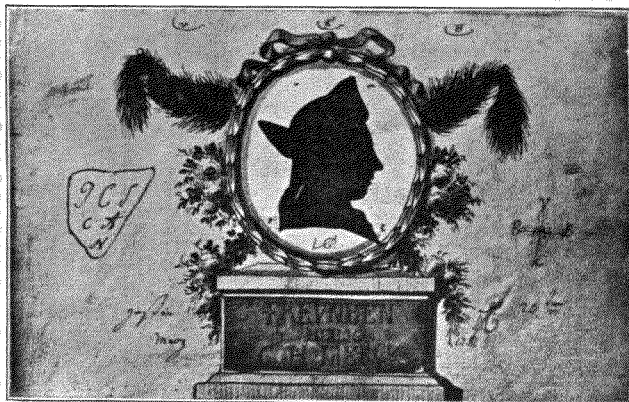
Wir wissen nur zu gut, daß die „Aufführung“ der Ordensbrüder den Idealen ihrer Stammbücher widersprochen hat. Lauthardts Bericht von der Studentenschacht an der Lahn (1777) gibt uns ein Bild von dem, was man gemeinhin die Wirklichkeit nennt. Aber liegt das Wirkliche nur in den Taten und in den Massen? Man spricht von Heuchelei — die Tugend wenigstens, vor der das Laster sich verbeugte, war der vorhergehenden Generation gar nicht bekannt und über menschliche Schwäche empfangen wir doch hier nicht die erste Belehrung. Man spricht von Phrase — es gibt zweierlei Gattungen von Phrase, die eine klingt hohl, weil der Inhalt ausgeflogen ist, die andere, weil sie auf einen Inhalt noch wartet, den Schall und Schwall der Worte haben beide gemein. — Ich verglich Stammbücher von 1750 und 1780 und ich beobachtete, daß innerhalb dieser dreißig Jahre eine neue Sprache aus tieferen Quellen heraufgekommen ist. Diese Sprache ist das Vorspiel des lebendigen Geistes. 1780 irrt und wallt er noch unstät durch die jungen Köpfe, er schafft noch keine Charaktere. Nach abermal einem Menschenalter, zur Zeit der deutschen Erhebung und der Enttäuschung

findet dieser Geist seinen Willen und seinen Gegenstand in den Anfängen der Burschenschaft. Es besteht kein Verhältnis historischer Abhängigkeit zwischen den Orden und den Gießener Schwarzen — das hat unlängst ein genauer Kenner aufs reine gebracht — wir betonen nur die literarische Verwandtschaft der Sturm- und Drangdichtung mit der schwärmerischen Muse des Follen'schen Kreises.

Das achte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts erweckte den Einzelnen zum Bewußtsein seiner Besonderheit.

Damals erscheint auch das Bildnis des Freundes im Stammbuch. Einem Streben, persönlichstes zu offenbaren, war die Technik gefällig. Nach 1760 kam die Silhouette von Frankreich herüber, ein billiges Verfahren, das dem Studenten ermöglichte, sein Profil mitzuteilen. Aber nicht der ökonomische Vorteil stand voran; wir wissen, wie hoch Lavater diesen „unmittelbaren Abdruck der Natur“ bewertet hat. Aus bloßen Schattenrissen wollte er mehr physiognomische Kenntnisse gesammelt haben als aus allen anderen Porträten. Die Silhouette ist gleichsam die unmittelbarste Konfession. Zunächst begleitet sie noch der Denkpruch, dann aber tritt sie allein auf, nur mit Unterschrift und Datum. Es ist, als fürchte der Jüngling den einhelligen Anblick seines Daseins durch Worte zu beschädigen. So biegt sich die Stammbuchsitte zurück zu ihren Anfängen, denn im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert genügte ihr oft das säuberlich ausgemalte Wappen; aber wir bemerken wohl den Unterschied: vordem sah sich der einzelne dargestellt durch sein Geschlecht, jetzt will er sein Gesicht zeigen, das nur ihm gehört.

Bildschmuck anderer Art ist — nicht allzu reichlich — immer nebenhergegangen. In dem Stammbuche des Pirmasenser Leutnants F. Meyer 1771 — er hatte früher in Gießen studiert — finden wir, in Wasserfarben gemalt, Reiter und Chaisen vor einem Wirtshause, eine Dolchszene im Umkreis des Serrails, einen „Schmollis“, und den „Landesvater“ an feierlicher Tafel. Auch das Thema der Melancholie und ihrer Vertreibung wird behandelt: Ein junger Reiter sprengt hinaus ins grüne verheißende Land. Im Baumes-



Stammbuchtitel von 1780.

schatten an einen Fels gelehnt sinnt mißvergnügt sein Genosse. Darunter steht:

„Ihr Grillen weicht, ihr Sorgen flieht,
Wer weiß, wo mir das Glück noch blüht.“

Die Malerei ist unbeholfen, aber es zeigt sich doch Erfindung, der Künstler bleibt im Genre stecken, aber auf diesem Wege geschah die Erlösung vom Typischen. Halten wir dagegen die würdig steifen, beziehungslosen Kostümbilder in einem Stammbuch von der Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, so bezeugt auch dieser Vergleich Entwicklung zur Individualität. Doch mein Material ist

zu dürftig, als daß ich bei dem Kapitel „de imaginibus in philothecam relatis“ länger verweilen möchte.

An der Wegscheide zweier Lebensalter, auf dem Grenzrain des Volkstums und der gelehrten Republik betätigte sich der Student. Es ist Bewegung im Dämmerchein, ein traumhaftes Wesen; aber wenn wir genau hinblicken, wird uns gerade hier verdeutlicht, wie die Elemente unserer emporkretenden Bildung aufeinander gewirkt haben. Darum sind die Stammbücher mehr als Kuriosa, sie sind Urkunden der Kulturgeschichte.

R. U. Frisße.



Hessische Landgrafen als Rectores Magnificentissimi

der hessen-darmstädtischen Landesuniversität in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens.

In Hessen-Darmstadt kennt man die Sitte, daß der jeweilige Landesherr auf Antrag der Universität sich die Würde eines Rector Magnificentissimus beilegt und sie bis zum Ende seiner Regierung trägt, noch nicht 100 Jahre lang. Dafür begegnet uns aber in den vorhergehenden Perioden, und namentlich im ersten Jahrhundert der hessen-darmstädtischen Landesuniversität ziemlich oft der Brauch, daß einem Herrn von Adel oder auch einem Glied des landgräflichen Hauses ehrenhalber die Rectorwürde auf ein Jahr übertragen wird, und daß in dieser Zeit die Rectoratsgeschäfte von einem zum Prorektor ernannten Glied der Universität verwaltet werden. Es ist das ein von der alten Marburger Universität mitübernommenes Herkommen, das in Titulus XIII, § 3 der Statuten der hessen-darmstädtischen Universität im Jahr 1629 ausdrücklich als zu recht bestehend anerkannt wurde. Es heißt nämlich an der angegebenen Stelle: „Quodsi tamen honoris vel utilitatis alicuius in rem scholasticam redundaturae causa principi, comiti aut baroni studiorum gratia in academia nostra degenti, eique sive minori sive majori viginti quinque annis, rectoris dignitatem concedendam senatus academicus judicaverit, nihilominus aliquis professorum academiae juxta eum ordinem, quem in eligendo rectore infra observandum statuimus, eidem adjungatur, qui prorectoris munus ac gubernationis scholasticae labores sustineat et sua prudentia atque assiduitate omnia gubernet.“

In der ersten Zeit der hessen-darmstädtischen Universität machten die Professoren von dem ihnen zustehenden Recht der Übertragung des Rectorenamtes auf einen hohen Herrn nur zweimal, 1609 und 1610, Gebrauch. In diesen Jahren begegnen uns zwei Prinzen von Schleswig-Holstein als Rectores Magnificentissimi. In der Marburger Periode der Universität mehrten sich die Fälle: in den 22 Jahren von 1625—1646 kam es 5 mal vor, daß Ehrenrektoren erwählt wurden, und 4 mal handelte es sich dabei um Glieder des landgräflichen Hauses. Neben dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg (1645) stehen als Magnificentissimi die Landgrafen Heinrich (1626), Friedrich (1628), Ludwig VI. (1643) und Georg (1644). In der dritten Periode der Universität, 1650—1707, sind insgesamt 15 Ehrenrektorate zu verzeichnen. Neben den Baronen Ulrich von Promnis (1654), Christoph von Scheiding (1658), den Grafen Philipp Ernst von Sayn-Wittgenstein (1657), Ludwig Friedrich von Wied (1668), Hermann Adolf Moris von Solms (1659), Georg August Samuel von Nassau (1679), Ludwig von Solms (1682), Wolfgang Crato von Kirchberg (1652), Ludwig Crato von Kirchberg (1674) und Georg Friedrich von Kirchberg (1701) stehen die Landgrafen Ludwig VII. (1667), Friedrich (1670), Philipp (1685), Heinrich (1689) und Ludwig VIII. (1707).

Vergleichen wir alle Fälle, in denen in der Zeit von 1607—1707 Glieder des landgräflichen Hauses Rectores Magnificentissimi der Landesuniversität wurden, mit den 1629 kodifizierten gesetzlichen Bestimmungen, so finden wir, daß jederzeit der Gesichtspunkt bei der Rectorwahl maßgebend war, daß der Universität eine Ehre oder ein besonderer Nutzen zufließen solle. Das wird in den z. T. noch erhaltenen Briefen, die wegen der einzelnen Persönlichkeiten zwischen Universität und Regierung gewechselt wurden, mit aller Bestimmtheit stets betont. 1643—1645 ließ man drei Ehrenrektorate auf einander folgen, weil man darin einen Weg sah, der durch den Krieg hart mitgenommenen Landesuniversität wieder etwas aufzuhelfen, ebenso sah man 1667 ff. und 1706 ff. bei den Bestrebungen, der Universität eine höhere Frequenz zuzuführen, in der Wiederbelebung der Ehrenrektorate ein Hauptreformmittel. Diese Gedanken waren so eingewurzelt und wurden so hoch angeschlagen, daß man um ihretwillen allmählich immer mehr Konzessionen machte, die sich von dem alten Marburger Herkommen bedeutend entfernten und schließlich zur Beseitigung dieser Ehrenrektorate führten. Eine Konzession stellt schon die Bestimmung von 1629 dar, daß der zu erwählende Rector „weniger oder mehr als 25 Jahre alt“ sein müsse. In der Praxis ging man über den Sinn dieser Bestimmung, daß der Rector jedenfalls nicht allzujung sein solle, weit hinaus. Von den 9 in den Jahren 1607—1707 als Magnificentissimi begegnenden hessischen Prinzen war nur einer, Ludwig VIII., 15 Jahre, die beiden Landgrafen Heinrich waren 14, Landgraf Ludwig VI. und Philipp 13, Landgraf Friedrich der ältere 12, Landgraf Georg 11, Landgraf Friedrich der jüngere 10 und Landgraf Ludwig VII. sogar nur 8 Jahre alt. Die meisten dieser landgräflichen Rectoren waren noch Kinder.

Die Rücksicht auf das jugendliche Alter der zu Rectores Magnificentissimi erwählten Landgrafen zwang zu einer zweiten Konzession. Bereits bei dem Landgrafen Heinrich, dem ersten landgräflichen Prinzen, der das Ehrenrektorat auf der hessen-darmstädtischen Landesuniversität innehatte, wurde gestattet, daß die bei der Aufnahme des Landgrafen in die Reihen der akademischen Bürger notwendige, mit allerlei Unannehmlichkeiten verknüpfte Deposition an einem Edelknaben stellvertretungsweise vorgenommen wurde. Wie die im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1874, S. 334 ff. abgedruckte höchst interessante „Summarische Beschreibung . . . der Deposition“ beweist, wurde nicht der Landgraf sondern ein Edelknabe „in Conspectu und an Stelle des Landgrafen von den Pedellen „deponiert, behawen, behöbelt undt auf andre weiß, so in academicis depositionibus gebräuchlich, tractiret“, an seine Stelle trat der Landgraf erst in dem Augenblick, wo es galt, „daß der deponendus als Bacchant soll sterben und als Student wider aufstehen“.

In späteren Zeiten ging man darüber noch hinaus. Nachdem man 1645 es trotz aller aufgewandten Mühe nicht dazu bringen können, daß Herzog Ernst August von Braunschweig auch nur diese stellvertretende Deposition an sich vollziehen ließ, und man zur großen Freude von Männern wie Johann Balthasar Schuppius (vgl. dessen Schrift „der unterrichtete Student“, wo dieser Fall besprochen wird) den Herzog ohne vorausgegangene Deposition zum Magnificentissimus machen müssen, scheint man allgemein in dem Drängen auf die Vornahme der Deposition bei solchen jugendlichen Ehrenrektoren etwas nachgelassen zu haben. Sicher ist jedenfalls, daß die meisten Landgrafen, die nach dieser Zeit Magnificentissimi wurden, sich der Deposition nicht zu unterwerfen brauchten.

Bei dieser Sachlage darf es uns nicht wundern, daß wir bereits verhältnismäßig früh dem Gedanken begegnen, daß eine fürstliche Persönlichkeit das Rektorat auch einmal „in absentia“ übernehmen und führen könne. Zum erstenmal begegnet uns diese Anschauung im Jahr 1643, als

Landgraf Ludwig VI. Rektor werden sollte und die Ueberschwemmung der Lahn dessen Anwesenheit bei den Marburger Rektorsolemnitäten unmöglich zu machen schien. Man schlug damals vor, die „Creatio Rectoris“ solle „in absentia Landgravii“ vorgenommen werden. Infolge des Einspruchs vor allem Johann Balthasar Schuppius, der seine und seiner Studenten Begrüßungsgedichte nicht umsonst gemacht haben wollte, wurde die Sache damals vereitelt. Auch die folgenden Ehrenrektoren aus dem landgräflichen Hause waren, da sie ihr Rektorenamt antraten, fast alle entweder bereits seit längerem auf der Universität zugegen (wie Ludwig VII.) oder wurden wenigstens auf einige Tage mit „hochansehnlichem Comitatus“ dorthin verschickt (wie die Landgrafen Friedrich und Ludwig VIII.) Trotzdem kam einmal eine creatio in absentia vor: 1685 wurde Landgraf Philipp auf Betreiben des früheren Prinzenenerziehers Professor Johann Daniel Arcularius „mit männlichen Frolocken publice in absentia zum Rector renunciirt“ und ihm 4 Tage später das gedruckte Programm zugestellt, in dem der Eintritt des Rektorats durch den Landgrafen den Studenten kund gemacht worden war.

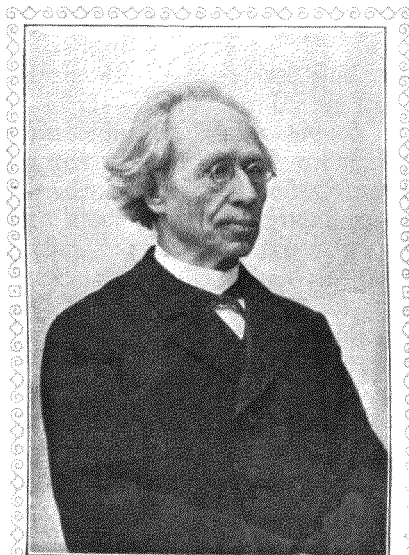
Der gelegentliche Verzicht auf die Deposition und damit auf die vollgültige Aufnahme eines Ehrenrektors unter die akademischen Bürger, sowie die Gestattung von Rektoratsantritten in absentia sind Symptome dafür, daß im 17. Jahrhundert bereits die Auflösung des alten Marburger Herkommens auf dem Gebiet des Ehrenrektors beginnt. Ein anderes Symptom ist das Bestreben, die Rektorate einer und derselben fürstlichen Persönlichkeit zum Zweck besonderer Ehrung der Universität auf eine längere Zeit als ein Jahr auszudehnen. Es begegnet uns in Hessen bereits 1707. In diesem Jahr trug die Universität dem Landgrafen die Bitte vor, er möge doch gestatten, daß sein Sohn (Ludwig VIII.) „das zur unsterblichen Gloire bisher geführte Rektorat ferner continuire“, wie ja auch „der Chronprinz von Preußen beständig bishero auf der Universität Halle und der Prinz von Eysenach nun von verschiedenen Jahren her bis dato noch bey der Universität Jena Rectores Magnificentissimi seien.“ Landgraf Ernst Ludwig ging aber auf diese Bitte nicht ein; er schlug sie ebenso ab wie den anderen Wunsch, „daß, wenn das obige nicht beliebet würde, des Landgrafen dritter Sohn, Franz Ernst, Magnificentissimus würde,“ „da andere erhebliche Ursachen im Wege standen.“ Auch in der

Folgezeit ward aus einem continuirlichen Rektorat eines landgräflichen Prinzen nichts; nach dem Rektorate, das Franz Ernst im Jahre 1709 führte, kam vielmehr der Brauch der Ehrenrektorate fast ganz ins Abnehmen. Trotzdem sind die eben angedeuteten Bestrebungen von 1707 beachtenswert. Sie zeigen, daß man allgemein die alte Marburger Form des auf ein Jahr beschränkten Ehrenrektors für überlebt und unpraktisch hielt, und nach einem Ersatz suchte, der mehr Vorteil brachte. Dieser Ersatz fand sich erst im 19ten Jahrhundert in dem Ehrenrektorat der für die Universität wirklich sorgenden Landesherren.

Fragen wir nach den tieferen Gründen des Verfalls der Ehrenrektorate nach altem Marburger Muster, so sind diese rasch aufgezählt. Nach dem 30jährigen Krieg beginnt das Interesse des Adels und der Fürsten sich anderen Bildungsidealen zuzuwenden als denen, die das Universitätsleben umschloß, und im Anfang des 18ten Jahrhunderts erhob sich die Ablehnung der Universität durch Adel und Fürsten, wenigstens bei uns in Hessen, trotz mancher sie aufhaltenden Erscheinung zu einer gewissen Höhe. Man sah in Universitätskreisen ein, daß diese Art Ehrenrektorate dem Universitätsleben weder honos noch utilitas brachten. Dazu kam, daß die neuen geistigen Strömungen am Ende des 17. Jahrhunderts für solche Dinge wie Ehrenrektorate fürstlicher Kinder wenig Verständnis hatten. Aber auch die Fürsten selbst begannen, dies Institut für überlebt zu halten, zumal die Ehre, die es brachte, doch verhältnismäßig recht teuer bezahlt werden mußte.

Auf den letzten Punkt soll im kulturgeschichtlichen Interesse hier noch kurz hingewiesen sein. Schon die Rektoratsübernahme durch Landgraf Heinrich im Jahr 1626 bestand außer dem Festakt im Kolleg und dem feierlichen Rektoratsgottesdienst, die beide nichts oder nur einige „Verehrungen“ kosteten, wesentlich aus einem „fürstlichen und städtlichen Banket“, bei dem nicht nur die sämtlichen Professoren sondern auch Studenten „städtlich gespeist und tractiret“ wurden. Wieviel dabei drauf ging, beweisen die Rechnungen von dem „eingeschränkten“ Banket, das unter Landgraf Friedrichs Rektorat im Jahr 1628 bei Vorlesung der Statuten am 1. Juli gegeben wurde. Die Teilnehmer (3 Tafeln) vertilgten dabei einen Hirsch, ein Reh, 4 Hasen, 2 Lämmer, 2 Hämmer, 1 Saugkalb, 2 Spanfüße, 4 Gänse, 8 Hühner, 12 Hahnen, 2 welsche Hahnen, 12 Tauben, 20 Wachteln, 6 Hechte, 8 Karpfen, 12 Forellen, 100 Krebsse, 6 Pfund Backfische, 1½ Ohm guten Wein, ¼ Ohm Bier, der Kleinigkeiten ganz zu geschweigen. Bei dieser Sachlage begreifen wir es, daß schon im Jahr 1628 von Landgraf Georg II. über die allzugroßen Banketkosten geklagt und verlangt wird, „daß der actus zwar mit feinem Wohlstand und guter Zierlichkeit, jedoch ohn sonderbahren schwehren Ankosten ablaufen möge“. Ebenso begreiflich ist es allerdings auch, daß in den Zeiten nach dem 30jährigen Krieg am landgräflichen Hofe die mit hohen Ausgaben verknüpften Ehrenrektorate nicht in allerhöchstem Ansehen standen, daß die Universität oft mehreremals bitten mußte, bis man ihr wieder einmal einen jungen Magnificentissimus überließ, und daß dieser Magnificentissimus meist am Tag nach der Rektoratsübernahme wieder in seine Hofschule gesteckt oder nach Darmstadt heimberufen wurde, damit die Sache nicht allzu teuer würde.

Wilhelm Diehl.



Konrad Eckhard.

Gießener Professoren.

Ekhard und Wernher.

Unter den Männern, welche an der medizinischen Fakultät zu Gießen in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wirkten, nahmen der Physiolog Ekhard und der Chirurg Wernher durch ihre wissenschaftliche und Lehrtätigkeit eine hervorragende Stellung ein, weshalb sie von einem früheren Schüler Beider und mehrjährigem Assistenten des ersteren kurz charakterisiert werden sollen.

Konrad Ekhard, Dr. med. et phil., Geh. Medizinalrat, wurde geboren am 1. März 1822 in dem kurhessischen Städtchen Homberg a. der Ohm als der Sohn armer Leute. Die Dürftigkeit der Verhältnisse regte schon in dem jungen Ekhard eine Tatkraft an, die ihm sein ganzes Leben eigen blieb. Andererseits dürfte die Armut im Elternhause nicht nur seine körperliche Entwicklung gestört haben, sondern auch manche Eigenart seines Wesens erklären: die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die Einfachheit in seinen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten, sowie die Neigung zur Einsamkeit, die nüchterne Auffassung der Dinge und den Mangel an Phantasie. Den Darwinismus und die vergleichende Morphologie lehnte er bis zu seinem Lebensende ab. Die gesicherte Tatsache galt ihm alles, die Hypothese nur als Mittel zum Zweck, dazu bestimmt, die Richtigkeit eines Gedankens durch neue Erfahrungen zu prüfen. Ursprünglich zum Lehrerberuf bestimmt und auch seminaristisch gebildet, fand er jedoch darin keine innere Befriedigung, und schon während seiner Seminarzeit trat die Neigung zur Naturwissenschaft und Medizin sehr bestimmt hervor. Zwar waren die Lehrer von seinen Sektionen an Hunden und Katzen keineswegs erbaut. Doch hinderte ihn dies nicht an der Fortsetzung seiner Studien, denen er sich aber voll und ganz erst widmen konnte, als er, nach Absolvierung des Gymnasiums, in Marburg zur Medizin überging. Die hier begonnenen Studien setzte er in Berlin unter dem Physiologen Joh. Müller fort. Dann führte ihn in Marburg Fick in die Anatomie und C. Ludwig in die Physiologie ein. Des letzteren physikalische Richtung hat er sein ganzes Leben eifrig gepflegt, die physiologische Chemie aber weniger kultiviert. Seine akademische Laufbahn begann er unter Bischoff in Gießen, und dieser Universität blieb er bis zu seinem am 28. April 1905 erfolgten Tode treu. Seit 1854 war er Ordinarius für Physiologie und von 1855 bis 91 auch für Anatomie — eine innerlich wohl zweckmäßige Personalunion, die aber mit dem Fortschreiten des Wissens auf beiden Gebieten wie an allen deutschen Universitäten zuletzt auch in Gießen gelöst werden mußte.

Lebhaft steht er vor uns: der kleine, magere Mann mit der hohen Denkerstirn, dem reichen, etwas struppigen Haar, dem gefurchten, bartlosen Gesicht. Durchdringend war sein Blick im Gespräch, beim Vortrag waren die Augen stets nach unten und auf einen Punkt gerichtet. Jede Gesticulation und anderes rhetorisches Beiwerk verschmähte er. Die Worte kamen einfach, fast monoton aus seinem Munde, aber alle waren überlegt, und stets merkte man sofort das Bestreben, die Gedanken möglichst knapp und klar auszudrücken, so daß der aufmerksame Zuhörer aus jeder Vorlesung eine Fülle wohlbegründeten und durchdachten Wissens mit sich nahm. Scharf war sein Verstand, groß sein Wissen sowohl in den eigenen Fächern, als auch auf allen Gebieten der

Naturwissenschaften, namentlich der Botanik, die er bei seinen häufigen, bis kurz vor seinem Tode fortgesetzten Jagdausflügen mit großer Liebe pflegte.

Seine zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten hat er niedergelegt in seinem den Bedürfnissen der praktischen Ärzte angepaßten „Lehrbuch der Anatomie des Menschen“ (1862), ferner in der „Experimentalphysiologie des Nervensystems“ (1867) und endlich in den 1858—1888 herausgegebenen 12 Bänden der „Beiträge zur Anatomie und Physiologie“, welche letztere zahlreiche, zum Teil sehr wertvolle Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten der Physiologie enthalten. Im Seziersaal und physiologischen Institut war er fast pedantisch streng und duldete keine unerfakte Arbeit. So erzog er durch seine unentwegt fortgesetzte, strenge Schulung ein tüchtiges Geschlecht von Medizinern. Diese Strenge übte er aber auch ebenso gegen sich selbst. In seinem Charakterbilde tritt die große Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit wohlthuend hervor. Er erfreute sich deshalb auch großer Wertschätzung bei seinen Zuhörern und Achtung bei seinen Kollegen, welche letztere ihn zweimal zum Rektor erwählten.

Adolf Wernher, Dr. med. et phil., Geh. Medizinalrat, wurde geboren am 20. März 1808 zu Mainz, wo er auch am 14. Juli 1883 starb. Er war sein Leben lang ein typisches „Mainzer Kind“: gutmütig, von heiterer Lebensauffassung, lebhaft, erregbar, zu guten Wizen stets disponiert, im geselligen Umgange mit Freunden sehr beliebt. Von Hause aus gut situiert, konnte er es sich nach Absolvierung seiner Studien in Gießen gestatten, noch die berühmtesten Lehrer und Kliniker seiner Zeit: Chelius in Heidelberg, C. F. von Gräve in Berlin, Dupuytren in Paris und Astley Cooper in London zum Zweck einer weiteren Ausbildung in der Chirurgie zu hören. Nach einer kurzen Tätigkeit als Kreiswundarzt in Offenbach a. M. ging er zur Universität Gießen, wo er von 1837 bis zu seiner 1878 erfolgten Pensionierung ununterbrochen tätig war. Hier begründete er mit J. Vogel das akademische Hospital, an dem er zum Direktor der chirurgischen Klinik ernannt wurde. So sehr es unseren heutigen Anschauungen widerspricht, so ist es doch für die theoretische Fundierung der Chirurgie von Nutzen gewesen, daß er daneben von 1845—56 das Ordinariat für pathologische Anatomie und das Direktorat des betr. Instituts bekleidete, ein Beweis für die Vielseitigkeit seines Könnens und seiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Als eine reife Frucht dieser doppelten Tätigkeit entstanden das vierbändige „Handbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie“ (1846—57) sowie viele Arbeiten aus beiden Fächern, die in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt sind. Ueberall zeigt er sich als fruchtbarer Schriftsteller von eminentem Fleiß, großer Literaturkenntnis und logischer Schärfe. Die Eigenschaften, die den klinischen Lehrer ausmachen, besaß er im hohen Grade: er wußte seine Schüler durch scharfe Beobachtung und glänzenden, lebendigen Vortrag stets zu fesseln und sie durch ein jeden Winter abgehaltenes Colleg über theoretische Chirurgie auch für die rein wissenschaftliche Seite seines Fachs zu interessieren. Seine Vorträge unterstützte er durch zahlreiche, künstlerisch ausgeführte Abbildungen der besprochenen Objekte. Täglich von 9—11 Uhr hielt er Klinik ab. Noch sehe ich den kräftigen, breitschul-



Adolf Wernher.

trigen Mann mit dem starken Kopfe und den durchdringenden Blicken im Ambulanzzimmer auf einer Bank sitzen, wie er zuerst die von einem Praktikanten vorgestellten ambulanten Kranken vornahm, wobei die Art der Krankheit und deren Behandlung kurz besprochen wurden. Dann begann die Visite in den Krankensälen. Der Chef voran, gefolgt von den Assistenten und der alten Wärterin Marie, welche den Verbandkasten mit den nötigen Instrumenten und Verbandmitteln trug; darauf folgten wir Studenten. An dem Bette eines neu eingetretenen Kranken wurde Halt gemacht und der Fall mit dem Praktikanten eingehend besprochen, wobei uns Werner sein reiches Wissen enthüllte und oft durch seine feinen Diagnosen überraschte. Jeder irgendwie interessante Kranke wurde bei diesem Rundgang besucht, und so wurden

wir Klinikern auch mit dem weiteren Verlauf der Krankheit, speziell der Wundheilung, vertraut gemacht. Die Operationen, welche im Gegensatz zu jetzt im Ambulanzzimmer auf frisch hergerichteter Operationsbette ausgeführt wurden, nahm er rasch, manchmal etwas zu temperamentvoll vor. Ein in späteren Jahren einsetzendes schweres Augenleiden verminderte jedoch die Sicherheit seiner Operationen. Die um 1875 in Deutschland allgemein durchgeführten Lister'schen Prinzipien der antiseptischen Wundbehandlung fanden langsam und nur unvollkommen in seiner Klinik Eingang.

Wir Mediziner schätzten und verehrten ihn sehr, und auch beim Publikum in Stadt und Land erfreute sich Werner großer Beliebtheit.

F. A. Rehrer.



Die Wohnstätten der Ludoviciana.



Rathaus.

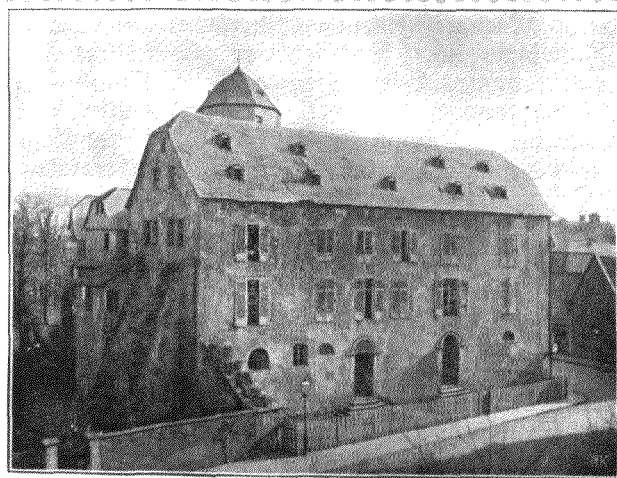
Die kleine wohlbewehrte Stadt in dem an Ludwig den Getreuen gefallenem Teil von Oberhessen war gleichsam über Nacht eine Universitätsstadt geworden.

Professoren und Studenten waren da, und ihre Zahl mußte sich mehren, wenn der Landesherr die kaiserlichen Privilegien für seine Schöpfung erwirkte. Da galt es zunächst Unterkunft zu schaffen für den Lehrbetrieb des Gymnasiums illustre, dann ein stattliches Heim für die hohe Schule zu erbauen, der man eine glänzende Zukunft prophezeite.

Was das Städtchen von geräumigeren Gebäuden damals aufwies, ist schnell aufgezählt: die Pantratiuskirche an der Stelle der heutigen Stadtkirche, das alte landgräfliche Schloß am Kanzleiberg, das neue Schloß am Brandplatz, neben diesem das imposante neue Zeughaus, dazu das Rathaus und ein paar stattlichere Privathäuser am Markt und in der alten Burg hinter der Kirche. War es auch ein Streit um die Reinheit der evangelischen Lehre, der zur Gründung der neuen Hochschule geführt hatte, in der Kirche, in der man sie feierlich eröffnete, konnte man sie nicht beherbergen, und Schloß und Zeughaus konnte man ebenso wenig entbehren. So mußte das kleine Rathaus erhalten. Außer der Halle des Erdgeschosses, die dem Marktverkehr diente, enthielt es in der Hauptsache nur einen länglichen, niedrigen Saal im ersten Obergeschoß, der, durch Holzpfosten in zwei Schiffe geteilt, sich von der schmalen Marktfront in die Tiefe erstreckte, und darüber mehrere zu Klassenzimmern geeignete Räume. Das waren die „Auditoria“, mit denen sich Gymnasium illustre und Universität behelfen mußten; man würde es unbegreiflich finden, wüßte man nicht, daß die Professoren

damals die Privatvorlesungen in ihren Wohnungen hielten. Wie es die Stadt möglich machte, diese Räume, also eigentlich ihr ganzes Rathaus, solange zu entbehren, wissen wir nicht; sie mußte schon Opfer bringen, wollte sie der hohen Ehre, die neue Landeshochschule in ihren Mauern zu beherbergen, sich würdig erweisen. Und lange konnte es ja nicht dauern, da mit dem Bau eines großen Collegium sofort nach Erlangung der kaiserlichen Privilegien begonnen wurde: am 15. August 1607 wurde der erste Spatenstich getan.

Aber nicht einmal bis zur Vollendung des Neubaus reichte das Provisorium aus. Was bedeuteten ein Saal und zwei Zimmer von zusammen 150 qm Grundfläche für ein Gymnasium und eine von mehreren hundert Studenten besuchte Hochschule? Und mußte der Zuzug nicht nachlassen, wenn sich die Ansicht verbreitete, in Gießen sei kein rechter Platz für die Hochschule? Wieder war ihr Gründer mit Rat und Tat zur Hand. In dem alten Schloß, das damals den Festungskommandanten und die fürstliche Kanzlei be-



Altes Schloß.

herbergte, wurde der Universität ein Auditorium eingeräumt. Gewiß war der gotische Bau, wenn er auch durch Umbau schon etwas mehr Licht gewonnen hatte, für den neuen Zweck wenig geeignet, und man muß sich wundern, daß Ludwig nicht das „neue Schloß“ wählte, das in seinem Erdgeschoß

einen großen zweischiffigen Saal von 32 m Länge und $9\frac{1}{2}$ m Breite aufwies; aber vermutlich war dieser Saal seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet und schon damals zum Archiv eingerichtet.

Das zweite Provisorium schloß i. J. 1611 mit dem Einzug in das neue „Collegium Ludovicianum“, das über zwei Jahrhunderte das Heim der Hochschule bleiben sollte. Mit fast königlicher Pracht sei es aufgeführt worden, heißt es in der Dietrich'schen Beschreibung Gießen's von 1613, eine Behauptung, die wir nur sehr mangelhaft kontrollieren können. Denn die erhaltenen Abbildungen sind dilettantisch oder so klein, daß sie über Andeutungen nicht hinauskommen. Der Bau war zwischen altem und neuem Schloß auf sumpfigem Terrain, deshalb auf einem Pfahlrost (lignae crates nennt die S. 4 abgebildete Bauurkunde) errichtet, in Stein bis zum Hauptgesims, über das sich an den Seiten je ein, an der Vorder- und Rückseite je zwei volutengezierte Giebel, dazwischen das ziemlich steile Dach mit drei Reihen Lukern erhob. Ein Turm, zum Observatorium bestimmt, lehnte sich, den Dachfirst nur wenig überragend, an die Rückseite.

Vorn, von der Mitte nach links verschoben und gerade dadurch inmitten der streng symmetrischen Gesamtanlage reizvoll wirkend, erhob sich durch alle drei Geschosse bis fast zum Dachrand ein prächtiger Portalbau, dessen echt barocke Gestaltung die Abbildungen wohl erkennen lassen, während die Einzelheiten unklar bleiben. Ein paar Kapitelle von rotem Sandstein, die noch heute das Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins bewahrt, rühren von den umrahmenden Pilasterstellungen her, zwischen denen über der ziemlich schlicht und knapp gehaltenen Tür das hessische und, der Landgräfin zu Ehren, das brandenburgische Wapen prangten, während zwischen diesem und dem Türsturz zwei Bronzetafeln von 1,40 m Höhe und 1 m Breite eingelassen waren, die in schöngeformten, vergoldeten Buchstaben von der Errichtung der „Academia Giessena“ und ihres „Athenaeum“ erzählten. Dem schwülstigen Latein dieser ehrenvollen Urkunde entnehmen wir die schon erwähnten Einzelheiten über Beginn und Verlauf des Baues. Aus dem abgebrochenen Collegium in das neue, dann in das neueste übertragen und bis vor kurzem — in falscher Reihenfolge — links und rechts der Tür zur großen Aula angebracht, zieren sie jetzt den Vorraum der neu angebauten Festaula.

Über die innere Einteilung des Baues, der in seiner Gesamterscheinung begreiflicherweise an das wenige Jahrzehnte früher entstandene Zeughaus erinnerte, läßt sich nicht

viel sagen. Er enthielt im unteren und mittleren Geschos geräumige Fakultätsauditorien und die Bibliothek, im oberen Wohnungen für die fürstlichen Stipendiaten.

Mit diesem Heim konnte die Hochschule auf lange Zeit hinaus zufrieden sein, und als es zu eng wurde, sich durch Verlegung der Wohn- und Verwaltungsräume helfen. Das führte schließlich doch noch zur Eroberung des „neuen Schlosses“. Der reizende, jetzt äußerlich wiederhergestellte, im Innern schonend umgestaltete Bau hatte seine vornehme Bestimmung, dem Landgrafen Festraum und Quartier zu geben, längst eingebüßt; auch das Archiv barg er nicht mehr und stand schon gegen Mitte des 18. Jahrh. zum größten Teil leer. Im Anfang des 19. Jahrh. wohnten Professoren darin, 1835 bezog es die Universität selbst; man richtete Rektor- und Senatszimmer, Kanzlei und Universitätsgericht, im Dachgeschos aber — Karzerräume ein. Auch fanden bis zum Ende des Jahrhunderts Institute hier Unterkunft, wie das architektonische, jetzt kunsthistorische Kabinet und die Anfänge des geographischen.

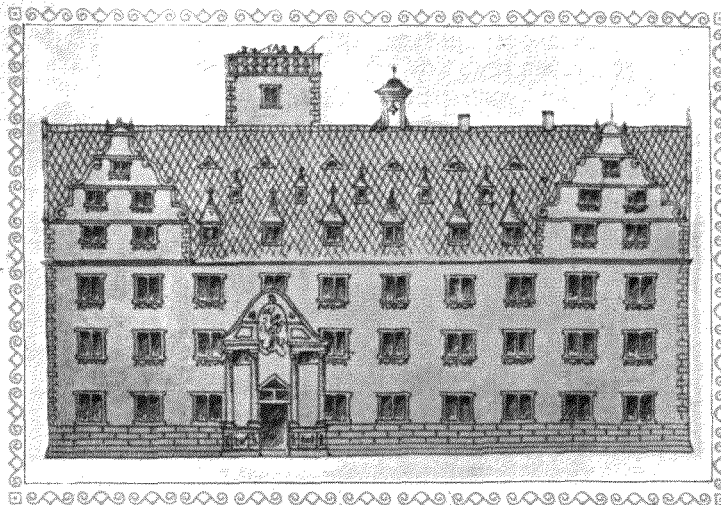
Daß das alte, schöne Collegium so früh baufällig wurde, während die älteren Schlösser und das Zeughaus noch heute bestehen, ist wohl die Schuld des schlechten Baugrundes gewesen. Aber daß man nach dem Abbruch i. J. 1838 so gleichgültig und pietätlos mit den Resten umging und nichts Besseres an seine Stelle zu setzen wußte, als den nüchternen Kastenbau, der bis 1881 als „Aula“, dann als Bibliothek diente, jetzt, nachdem seine äußere Erscheinung durch kräftige Gliederung der Flächen erträglicher geworden ist, mehrere Institute beherbergt,

das ist ein trauriges Zeugnis für den Geschmack jener Epoche.

Langsam, aber konsequent hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die Auswanderung der Ludoviciana aus dem alten Gießen vollzogen. Die alte Kaserne am Seltersberg wurde zuerst erbaut, dann entstand als erster Institutsneubau die Anatomie. Der Aulaneubau folgte erst in den 70er Jahren. Auch er fiel nicht in eine Blütezeit der Universität, und seine Anzulänglichkeit macht sich immer von neuem fühlbar. Wiederholt hat er einzelner Institute sich entledigt, aber auch andere neu aufnehmen müssen, seit das neue Schloß zu anderen Zwecken bestimmt wurde.

Die Anlage der neuen Kliniken auf dem Seltersberg hat für den Zug nach der luftigen Höhe hinauf entschieden; an der Stätte der alten Universitätsbauten sind außer dem schönen alten botanischen Garten nur wenige Institute zurückgeblieben. Kein Zweifel, daß das vierte Jahrhundert der Hochschule die jetzt schon fast durchgeführte Verschiebung vollenden und in den südlichen Teilen Gießens der Ludoviciana ihre neuen, geräumigen Wohnstätten ausbauen wird.

B. Sauer.



Altes Collegium. Nach einem Stammbuchblatt von 1747.



Altes Kollegienhaus („Aula“) am Brand.

Albertine von Grün.

Eine Liebesgeschichte aus der Genieperiode

von Alfred Bock.

An einem der letzten Sunitage des Jahres 1780 verließ Doktor Hoepfner, Professor der Rechte an der Ludwigsakademie zu Gießen, das Kollegiengebäude auf dem Brandplatz und schritt seiner an der Ecke der Neuenbäue gelegenen Behausung zu. Er war ein stattlicher Mann, der im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen auch auf seinen äußeren Menschen etwas gab. Der zweireihige, weit ausgeschnittene Rock aus feinstem dunkelblauen Stoff, der oben das schön gefaltete weiße Jabot sehen ließ, kleidete ihn vortrefflich. Den modischen Hut hielt er der Hitze wegen in der Hand. Unter dem Arm trug er eine Aktenmappe. Auf seinem klugen, sympathischen Gesicht lag heut ein finsterner Ausdruck, seine Lippen waren fest zusammengepreßt, und seine Gedanken nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß er dem kleinen dicken Monsieur Brutinelle, dem Tanzmeister an der Universität, nicht dankte, der seinen Weg kreuzte und ihn submissiv grüßte. Teufel auch! Er hatte drei Stunden im Senat geschwitzt. Genug, einen starken Mann aus der Fassung zu bringen. Was war das Universitätsleben doch für ein abominabel Ding! Da predigte man alle halb Jahr, quid sit justitia, jus scriptum et non scriptum, objecta juris, und je länger man's tat, desto größer ward die Qual. Und hatte ungezogene Buben vor sich, denen man obendrein noch cajolieren mußte. Dazu die Kollisionen mit den collegis conjunctissimis. Gott im Himmel! Und diese Stadt, darin kaum zwei Leute von Geschmack zu treffen waren, dieses wüste Nest ohne ein Diverstissement, das man genießen konnte. Ein Dämon hatte ihn in diese Festung gelockt, wo ihm die Luft den Atem benahm, wo ihn das Gallenfieber nicht loslassen wollte. Sein Schicksal war besiegelt. Die Wogen gingen über ihn hin. Mochten sie's nur. Jenseits des Ufers war ein besseres Land.

Unter solch trüben Betrachtungen war der Herr Professor in seiner Wohnung angelangt und suchte alsbald sein Studierzimmer auf, das sich im ersten Stock des Hauses befand und den Ausblick auf drei schmutzige Gassen gewährte. Er legte Hut und Aktenmappe beiseite und ging ruhelos auf und ab. Da öffnete sich leise die Tür, und der Kopf einer anmutigen Blondine schob sich durch den Spalt.

„Julius, bist Du schon wieder da?“

„Ja“, stieß er heraus, ohne seine Wanderung zu unterbrechen.

Die Frau Professorin — denn niemand anders war's — trat über die Schwelle und fragte:

„Was hat's denn gegeben?“

„Skandal“, erwiderte er, „wie gewöhnlich.“

„Hast Du Deinem Schützling Genugtuung verschafft?“
Hoepfner blieb vor seiner Frau stehen.

„Der Rektor hat mir versprochen eine Untersuchung einzuleiten. Aber man weiß ja, in dergleichen Sachen huldigt er dem *laissez faire*. Und kommt's denn auf einen Malträtierten noch an? Seit Februar hat man hier 104 Schlägereien gezählt. Erst gestern haben die Desperatisten wieder einen Komplizen tödlich verwundet nach Busbach geschafft. Und dieser Rotte Korah trag ich Jura vor!“

„Ja, Julius, Du paßt in die turbulente Gesellschaft nicht.“

„Das ist noch nicht alles. Der Kanzler terrorisiert Rektor und Senat. Ich zumal bin ihm ein Dorn im Auge, und er verfolgt mich mit seinem Haß.“

Eine Unmutsfalte trat auf die Stirn der jungen Frau.

„Du in Deiner Reinheit, in Deiner Kraft mußt über die Machinationen dieses Herrn erhaben sein. Sei guten Muts! Jeder Tag kann die Entscheidung von Darmstadt bringen. Ich will die Stunde segnen, wenn wir unsere sieben Sachen packen. Dort am Schreibtisch ist Dein Platz. Komm' nur erst zur Ruhe. Gestern fand ich im „Goetz“ von Deinem Freund, dem Doktor Goethe, ein gutes Wort. Da heißt's: „Wille und Meinung der Menschen sind schwankend. Dem deucht heute das recht, was der andere mißbilligt. Und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen die Gesetze. Nur die Gesetze sind unveränderlich.“ Guck, Julius, ich bin nur ein unverständlich Weib, aber ich mein', wenn Du was schaffst, da setz' den Hebel an. So ein Genie reißt den Menschen die Augen auf und überflammt den Weg auf weite Strecken.“

Die finstere Miene des Gelehrten hellte sich auf, und er umarmte seine Marianne.

„Du Liebe, Du Kluge! Als ob Du in meiner Seele läsest. Wogegen kämpf' ich denn in meiner Wissenschaft? Gegen den Autoritätenglauben. Ich will das Recht als ein Produkt des Lebens und für das Leben erforschen. Aber mir geht's wie den Dichtern, die sich ihre Welt schaffen, sie in die Farben ihrer Phantasie kleiden und wie eine Fata Morgana vor der Wirklichkeit verblassen sehen.“

Er seufzte, begab sich an seinen Schreibtisch und begann die Papiere zu ordnen, die dar-

auf zerstreut lagen.

Frau Marianne, im Begriff, das Zimmer wieder zu verlassen, wandte sich an der Tür noch einmal um.

„Apropos! Weil Du von Dichtern sprichst. Dem, den wir beherbergen, mußt Du einmal die Leviten lesen.“

Der Professor sah auf.

„Dem Klinger?“

„Jawohl, dem Klinger.“

„Was hat er perziert?“



Neues Kollegienhaus („Aula“).



Neues Schloß.

„Er hat unserm Pflegekind den Kopf verdreht.“

Hoepfner lächelte.

„Sie macht jetzt ihre Lehrjahre durch.“

„Scherz beiseite, Julius. Sie liebt und leidet.“

„Lehrjahre sind Leidensjahre.“

„Ich hab bei dem Max auf den Busch geklopft. Gegen Albertinens Strom gehalten ist seine Liebe ein Tröpfchen, das die Sonne verzehrt. Mir glaubt sie's nicht. Du mußt ihr sagen, daß sie nichts zu hoffen hat.“

„Ich werd' mich hüten. Der Klinger ist ein echter Kerl. Und geht nicht weiter, wie er darf.“

Frau Marianne trat ein paar Schritte vorwärts.

„In der Stadt medisieren sie, daß wir den Liebeshandel protegieren.“

„Willst Du ihnen die Lästermäuler stopfen? Ich halt' mich zu gut dafür,“ versetzte der Professor ernst.

Frau Marianne wußte, wann es Zeit war zu schweigen. Sie zerdrückte die Antwort auf der Lippe und ging ihrer Beschäftigung nach. (Fortsetzung folgt.)

Aus Nebel's Jocosio-Seria,

Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik der Gießener Professoren.

Dr. Ernst Ludwig Wilh. Nebel (1772—1854), Professor der Medizin, seiner Veranlagung nach aber eher als Historiker zu betrachten, beschäftigte sich sein Leben lang auf's eifrigste mit Geschichtsforschung aller Art. Ein vorzügliches Gedächtnis, ein ausgesprochener Sammlersinn kamen ihm dabei zu Hilfe; als Gießener Professorensohn und Verwandter der Professorenfamilien Hert, Thom, Hoepfner konnte er auch aus mündlicher Tradition reichlich schöpfen.

Wie er nun Altertümer, Kupferstücke und andere Kunstgegenstände, Bücher, Münzen u. a. eifrig sammelte, so machte es ihm Freude, mancherlei Notizen über die Gießener Universität und ihre Professoren, die bald Erlebtes und Erzähltes, bald literarisch Ueberliefertes enthielten, in ihrer ursprünglichen Knappheit zu einer Sammlung zu vereinigen, die mit der Jahrzahl 1828 unter dem Titel „Jocosio seria“ sich im Besitze seiner Familie erhalten hat. Es ist eine Sammlung von 533 Nummern, in der Hauptsache wohl ein Nebenprodukt der kurzen Universitätsgeschichte, die Nebel damals in Justi's „Vorzeit“ erscheinen ließ. Auszüge aus ihr verdanken wir der Lebenswürdigkeit seines Enkels, des Herrn Oberkonsistorialpräsidenten Dr. Nebel. Um diese anekdotischen Aufzeichnungen in ihrer ursprünglichen Frische wirken zu lassen, geben wir sie einschließlich der Ueberschriften unverändert wieder. Der aufmerksamere Leser wird mit Vergnügen beobachten, wie bei aller Sachlichkeit des Historikers die künstlerische Freude am geschickten Abrunden und Pointieren zur Geltung kommt und wie dem ernstesten Forscher, dessen interessanten Charakterkopf wir hier nach Trautschold's Lithographie von 1840 abbilden, gelegentlich wohl auch der Schalk über die Schulter lacht.

Die lange Neujahrspredigt.

Es war bis zum Jahr 1785 herkömmlich, daß die Nachmittagskirche am Neujahrstag erst um 3 Uhr anfang, und daß die Professoren mit dem neuen Rektor an der Spitze gegen 4 Uhr in die Kirche einzogen, worauf vom Prediger ein Glückwunsch geschah. Einst hatte der Glöckner dies nicht beachtet und läutete wie sonst gewöhnlich um 1 Uhr zur Kirche. Der Opfermann lief voller Bekümmernis zum Professor und Stadtpfarrer Diez. Dieser aber bemerkte, daß es nichts zu sagen habe. Er ließ 2 Lieder singen, betrat um 1³/₄ Uhr die Kanzel und predigte bis 4¹/₄ Uhr und nun, da der Zug ankam, brachte er seinen Glückwunsch vor.

Die Grenadiere.

Professor Ludovici lehrte in Halle mit großem Beifall, und hatte sich auch durch Schriften großen Ruf erworben. Es wurden ihm daher einige auswärtige vorteilhafte Dienstanträge zu Teil. Allein der Abschied wurde ihm unter allerlei Vorwänden vom König verweigert. Landgraf Ernst Ludwig berief ihn 1721 als zweiten Rechtslehrer und Vicelkanzler nach Gießen und schickte zugleich einige Rekruten von ungemeiner Größe an den König. Nun fand die Entlassung keinen Anstand.

Uergerliche Freude.

Dies war Professor der Anatomie. Die Arbeiten auf dem anatomischen Theater waren ihm aber zuwider, und er zog es vor, die Anatomie theoretisch nach Kupfertafeln zu lehren. Kam ein Leichnam an, so fluchte er nicht nur vor Uerger, sondern gab auch den Leuten, ob er gleich ein genauer Wirt war, ein Trinkgeld, damit sie ihn heimlich begraben möchten. Baumer pflegte daher zu sagen, wenn von Jemand die Rede war, dem etwas Verdrießliches begegnete: „er freut sich wie Diez, wenn ein Kadaver auf die Anatomie kommt“.

Der Rotrock.

1789 erschien ein ältlicher Kandidat mit einem roten, goldverbrämten Rock, um sich die Doktorwürde zu erwerben. Er kehrte im Löwen ein und lud die Professoren der Fakultät zu einer köstlichen Abendkollation ein. Durch diese captatio benevolentiae und durch ein imponierendes Aeußere bewirkte er, daß man es bei dem Examen eben nicht genau nahm, und er erlangte das Diplom. Einige Zeit nachher erschien von der Regierung zu Trier eine Beschwerte, daß man in Gießen einen berücktigten Quacksalber zum Doktor gemacht habe; diese wurde nebst einer Schrift der medizinischen Fakultät zu Trier der hiesigen Fakultät zur Verantwortung zugeschickt. Diez befand sich in Verlegenheit, Müller aber half bald aus derselben. Er merkte in dem Trierischen Schreiben sämtliche orthographische Schnitzer an, und die Antwort fiel dahin aus, daß der besagte Oberlein wenigstens orthographisch schreiben könne, folglich des Doktorgrads würdiger sei als mancher Trierische Professor. Es erfolgte nichts weiter.



Willkomme aach odder: Nir wai uff nooch Gaiße.

Dai Joahne 'eraus, zoum Fest gerist',
Girlande un Kränz' gewunne
Un wo m'r en Obstreich noch vermist,
Dai Häuser waasgebunne!
Dann unser Vatterstadt die steht,
Doas kammer esend soage,
Met ihrer Universchideht
Vor ere Reih von scheene Doage.

Woas Gaiße vör dreihonnert Joahrn
For e ablt Nest is gewese
Doas kann e Jeder leicht ersoahrn,
Der duht die Chronik lese.
Wer heut sich domit will befaße,
Moags duhn, — aich meeht's est bleiwe lasse.
Doch zou der Festgäst Nus un Fromme
Sun ewe aich nr vorgenomme,
Woas Gaiße biet, hai ussezehle
(Manches werd trotzdem noch fehle).
Nach bitt' aich, sich net uffereje:
Net jed Wort uf die Goldwag lese!
Nich sein — doas sahn aich vornweck offe —
Net „ächt vun hai,“ sein hergeloffe.

Kimmste oh met dr Eiseboh,
Triffste en neue Bohnhob oh
(Doch waas mr noch net for gewiß,
Bis wann'r werkllich fertig is).
Groad oh dem Bohnhob stihst e Haus,
Sieht wai e Mauscheleum aus;
Dou kannst dein Obstbedarf drin fasse,
Dou kannst dich aach balwire lasse.
De Hauptpost is ganz in dr Neh',
Nah drbei de Anatomie se seh',
Un willste in die Stoadt spazirn,
Duht dich der Weht vorbei noch fibrn
Ohm Steueramt — die ablt Klinik
Kannst ohseh dou en Nageblick;
Sonst bleibt dei Blick unfehlbar hafte
Un Hotelle, Kaffees, un Wertschafte.
Nach lade eih dich zoum Betrete
Rechts un links dai Kaafmannslade
Ohm Seltersehweht, un in de Ohlage
Do fällt dersch aach sehoh in die Lage,
Daf in Gaiße Leut duhn wohne,
Besonnerst Mädder, dai „net ohne“,
Un Sturrende — Geisteslichter
Met verbagene Gesichter —
Berjer, Professohrn, Soldoate
Un Beamte aller Groade.
Un dappste weiter frisch voroh,
So kimmste uff dem Markplatz oh,
Siehst, daf (wai's jedder Stadt gebihrt)
Ihn aach e Kriejerdenkmal ziert.
Beguck's von hinne un von vorn,
Nemm's ahle Roathaus aach ufs Korn.
Dou mußt d'r aach die Kerch beseh,
Die uf 'em Kercheplatz duht steh.
Uns' Gaiße hott, um Gott se preise,
Vair Christekerche uffseweise;
In annern zwaa, nohch Vätter Sitte,
Do lowe Gott, de Herr, dai Zidde.
Voll Opperfreud stellt Berjerfimm
Uns aach e neu Chiater hin,
In dem uns soll entgeje deene
Nir als das Wahre, Goute, Scheene!

Gaiße kann met Stroß' un Plätze
Uf de hohe Gaul sich seze.
Dann alle Fremde mächt's doch Spaß

Se lese: „Honds-“ un „Zozelsgah“.
Wo find't sich noch e anner Stadt,
Die e „Dreihäusergässi“ hat?
Woas gab Berlin, wann's so e nett
Un niedlich Gaißer „Mäusburg“ hätt',
Un Frankfort, könnt's, ohne „dribb“ se seze,
Hai „uf der Bach“ sein Schoppe peze.

„Wertschäftlich“ stieht's net schlecht in Giese;
Die dickste Freundschaft kammer schließe
Met Friedel, Bichler, Denninghoff,
Sie braue all en goute Stoff.
En Wehmutschoppe duht sich zieme
Dem haamgegangene „Loose Rieme,
Wann wacker woahrt, d'r Zeit se trose,
Sei' Renomme d's Haus „in's Lose“.
Manch ablt Semester läßt sich widder,
Wann's herkimmt, gern im „Andrees“ nidder.
Un mancher anner sucht sei Ziel
Wai freuber en der „Bolwermühl“,
Nach wann 'r em Gedächtnis hot
De „Dartlich“ en der „Promenoad“;
Vielleicht aach laaft 'r gouter Dinge
Zoum „Windhof“, wo vör Joahrn sei Klinge,
Dai der Schorsch Schwan em hot geschliffe,
Tros „Schnurr“ un Schandarm wuchtig pisse.
Er denkt gewiß aach an so manche
Fidulität beim „Busche Sannche“:
Korz, gruf ead die Zoahl von goute Quelle,
Wo m'r sei Hack kann unnerstelle.

Wer gern will rudern odder fische,
Sich dorch e kibles Boad erfrische,
Der kann im Sommer in die Leh,
Im Winter aach in's Volksboad geh.
Gasglicht, Elektrizetat
Sein do — aach net, wo's nehdig deht.
Un wai lang mir noch wern vermisse
Die Stroasseboh? — wer'sch waas, werd's wisse.

Woas for die Wisseschafft gescheh',
Is beinah net se iverseh':
In grufe, neue Institute
(Mer seggt, aach uf Sturredebude)
Do biet sich die Gelejeheit
Se hüffele wai net gescheit.
Dotter, Parrer un Juriste,
Oriental-, Germ- und Romaniste,
Philosophe, Forschtköpp, Zoologe
Wer'n honnertweis hai ufgezoge.

Doch sieht m'r aach in Gaiße bliehe
Gewerbe, Kunst un Industrie,
Un uf de Hannel, do druff schweern
Net blos allaa dai Millionärn.
Sigahn, Tuvack und Maschine,
Bachstaa, die zoum Baue diene,
Senft un Essig, Branntewe
Un so weirer bringe ei;
Vom Profit, doas kammer soage,
Duhn aach hai dai Schonnstaa raache.

Jedder, der se hot geseh',
Seggt, uns Gejend die wär schee.
Stunnelange dicke Wälder
Wechsle ob mit bunt'ge Felder,
Scheene Gärtcher, Blommewisse
Leihe ründerüm um Giese.
Uf de Berje sieht mr Wunner,
Wammer gukt in's Lehndoahl nunner:
Korz un gut, es duht sich lohne,
Daf m'r bleibt in Gaiße wohne.

Fraa Hannewackel.